

Geständnis

Am 8. Juli 2008 fand die Polizei die Leichen der 71-jährigen Carla E. und des 76-jährigen Friedrich E. auf ihrem Ehebett im Schlafzimmer ihrer Wohnung. Auf Kopfhöhe zwischen den beiden Verstorbenen lag ein schlichter Brief mit folgendem Wortlaut:

Ich möchte zu Beginn darauf hinweisen, dass ich beim Verfassen dieser Worte klar bei Verstand bin, weder unter Drogen- noch Medikamenteneinfluss stehe, emotional stabil bin und mir meinem Handeln wohl bewusst. Auch wenn Sie nach der Lektüre dieser Zeilen aus Ihrer gesunden Distanz heraus zu dem Urteil gelangen mögen, ich sei ein Psychopath, ein Unmensch, ein Teufel – so werden Sie mir zugleich schwerlich absprechen können, dass mein Tun und Handeln zutiefst menschlich und moralisch begründet liegen.

Ich bin, das werden Ihnen alle bestätigen die mich kennen, ein Mensch, der Gewalt verabscheut. Das liegt weniger philosophisch begründet noch entstammt es einer pazifistischen Einsicht, die mir etwa auferlegt, auch die andere Wange hinzuhalten. Meine Abscheu vor Gewalt entspringt vielmehr einem feigen Reflex.

Ich bin ein Harmoniebedürftiger, der sich verletzenden Worten ebenso wehrlos ergibt wie Gewalt oder Waffen. Waffen haben für mich nur eine Berechtigung: Im Kino und im Computer-Spiel, im virtuellen Raum, wo sie keinem wehtun.

Die Erziehung durch meine Eltern basierte auf Nächstenliebe. Dafür benötigten sie nicht einmal Gottes Beistand. Für mich ist Nächstenliebe, ebenso wie Trauer, Leidenschaft, Humor oder Kreativität eine zutiefst menschliche Eigenschaft. Der Begriff Nächstenliebe mag in der Bibel vielleicht zum ersten Mal schriftlich fixiert worden sein, aber das macht die Nächstenliebe nicht zur Schöpfung des Buches aller Bücher.

Dieses Schreiben, dieses Geständnis werden Sie neben meinen toten Eltern finden. Ich bin für ihren Tod verantwortlich. Sie hatten einen glücklichen Tod. Es ist mir egal, ob Sie es Mord nennen oder Totschlag. Ihre zynischen Paragraphen werden dafür keine treffende Begrifflichkeit finden.

Meine lieben Eltern wurden beide über 70. Beide hatten sie ein erfülltes Leben. Meine Eltern starben mit einem Lächeln auf den Lippen. In den Armen ihres Sohnes.

Hätten sie länger gelebt, dann hätten sie ihr größtes Glück verloren. Schmerz und Kummer, Unmut und Trübsal hätten ihr Leben bestimmt. Hätte ich sie leben lassen, wären sie lebensmüde geworden. Ich habe meinen Eltern nichts genommen. Ich habe ihnen auf ihre alten Tage ihren größten Schmerz erspart.

Meine Eltern schätzten das Leben, jede Minute davon. Ohne mein Einwirken wäre schon bald eine jede weitere Minute zur Strafe für sie geworden, eine Strafe für ihre Milde, für ihren Mut, für ihren Glauben an das Schöne und Gute. Meine Tat war ein Geschenk.

Ich bin todkrank. Seit zwei Jahren weiß ich um meine Krankheit. Als ich davon erfuhr, wusste ich: Ich würde vor meinen Eltern sterben. Und sie würden nach meinem Tod ihrem Tod in die Augen blicken ohne Zuversicht, ohne Hoffnung, ohne den Optimismus, der sie ihr Leben lang stützte. Wären sie Zeuge meines Todes geworden – es hätte ihnen das Herz gebrochen. Sie waren mir das größte Glück – ich wollte ihnen nicht ihr Unglück sein.

Ich bereitete meinen Eltern zu Hause eine letzte Mahlzeit. Die Quelle des Gifts werde ich nicht nennen. Ich allein bin hier verantwortlich. Ich allein verstehe meine Tat. Es war ihr Hochzeitstag, der sechsendvierzigste. Wir fuhren am Tag hinaus ans Meer, wo wir uns gemeinsam im Horizont verloren, wir plauderten bei Erdbeerkuchen, scherzten, schauten am Abend zusammen die „Tagesschau“. Ich kochte in der Küche, während der Vater seinen Cognac schlürfte und meine Mutter ihren Rotwein. Solche Momente hatten wir selten, und sie waren immer etwas Besonderes. Für mich war die Stimmung an diesem Abend beinahe weihnachtlich. Das Gift tröpfelte ich in die Suppe. Es wirkte langsam und kam im Schlaf über Nacht.

Ohne mein Zutun hätte ich meinen Eltern beim Sterben nicht beistehen, ihnen keinen angemessenen Abschied schenken können.

Sie werden mich dafür verurteilen, dass ich für meine Eltern geurteilt habe. Dass ich meine Eltern verurteilt habe. Das ist Ihr gutes Recht. Sie brauchen von Rechts wegen für meine Entscheidung kein Verständnis zu haben. Das Wort „Verständnis“ steht nicht in Ihren Gesetzesbüchern. „Die Würde des Menschen“, so steht dort

geschrieben, „ist unantastbar.“ Ihre Gesellschaft trägt dieses Credo fundamentalistisch vor sich her, ist aber nicht dazu in der Lage, Sterbenden ein würdevolles Ableben zu garantieren. Ich habe meinen Eltern einen würdevollen Abschied beschert.

Ich werde bald sterben. Mein nahender Tod versagt Ihnen die Gelegenheit, mich „angemessen“ zu bestrafen. Sie werden den Fall ohne Genugtuung ad acta legen, sie werden zermürbt sein angesichts der Ungerechtigkeit. Sie werden mir Vorwürfe machen im Namen meiner Eltern.

Sie halten sich für objektiv, weil Sie nicht persönlich involviert sind. Doch wenn Sie objektiv sein wollen, dann dürfen Sie auch nicht urteilen. Sie urteilen trotzdem, weil Sie unzufrieden sind, weil Sie aus Ihrem Rechtsempfinden heraus urteilen. Sie geben sich entsetzt. Doch am Ende geben Sie sich entsetzt aus purem Egoismus. Am Ende geht es Ihnen darum, Recht zu haben, nicht Recht zu sprechen. Sie klagen in einer Sache, die Sie nichts angeht.

Wenn Sie diesen Brief am Sterbebett meiner Eltern finden, werde ich am Meer sein, meiner Eltern gedenken und in Frieden meinem Tod entgegen sehen. Die Ärzte geben mir noch sechs Wochen. Bis dahin werden Sie mich nicht finden. Sie werden die Akte schließen, Ihren Frust bekunden und den Fall schon bald vergessen.

Ändern werden Sie also nichts. Das Urteil wird am Ende gegen mich sprechen, vor dem Gesetz wie auch in den Schlagzeilen. Damit Sie meine Tat verstehen. Damit Sie kein schlechtes Gewissen haben müssen, wenn Sie im Stillen Verständnis für meine Motive aufbringen.

Drei Menschen hatten ein erfülltes Leben und sind glücklich gestorben. Was wollen Sie mehr?